

Gefährliche Situationen

Ab dem vorgeschobenen Militärposten Curaray steuern wir 65 Grad. Es ist ein Flug über ein geschlossenes Urwalddach, durchschnitten von namenlosen, mäandernden Flüssen. Nach fast einer Stunde des Suchens sehen wir vor uns drei Hütten auf einer Anhöhe. Es scheint eine andere Gruppe zu sein. Wir umkreisen den Wohnplatz, werfen die roten Fallschirme ab und landen. Schon kommen einige Frauen mit ihren Kindern in Rindentragetüchern aus der ersten Hütte. Ich verteile einige Beutel mit Reis, worüber sie sich offensichtlich freuen. Da, in der mittleren Hütte mehrere Stapel gebündelter Lanzen, an die Dachträgerbalken gelehnt! Vorbereitet für eine Attacke? Ich ahne es, wo sind die Männer? Hier können wir nicht bleiben, sofortiger Abflug! An einem breiten Hang am Rio Cononaco landen wir zum Nachtanken aus unseren Reservekanistern. Nach reiflicher Überlegung und einer Verschnaufpause ein neuer Anflug zum Huaorani-Hügel. Ein kleiner Mann läuft in gebückter Haltung über den Wohnplatz und verschwindet in der nächsten Hütte. Anscheinend sind die Männer wegen unseres Hubschraubergeräusches von der Jagd zurückgekehrt. Am liebsten würde ich gleich hier bleiben und versuche schon, etwas von meinem Gepäck auszuladen. Ich kann es einfach nicht abwarten. Stop, stop, der Huaorani-Krieger gibt mir unmißverständlich zu verstehen, daß wir abfliegen sollen. Mit beiden Händen zeigt er uns immer wieder die Richtung aus der wir gekommen sind. Eine heikle Situation. Er erhält von mir eine Axt. Da bringt er mich an den Hügelabgang zu einem großen Erdloch und deutet mir durch Grunzen an, daß hier in diesem Loch ein großes Tier haust, vor dem man auf den Baum klettern muß. Seltsame Gesten, ich weiß sie nicht recht zu deuten. Will mir der kleine Mann mit den langen herabhängenden Haaren und den großen, weißen Balsascheiben in beiden Ohrläppchen vielleicht Angst einjagen? Schon wieder läuft der Mann aufgeregt an den Hügelrand und lauscht einen Augenblick. Er hat Stimmen gehört und trippelt jetzt den Hügelpfad hinab. Was passiert nun? Schon erkenne ich einige Männer unten im dunklen Busch, wie sie sich dem Hang nähern. Sie kommen herauf. Im selben Augenblick schleudert der erste Jäger seine Lanze ins Gebüsch und kommt lachend auf mich zu. Ein mir bekanntes Gesicht! Ich erkenne Nihua, gefolgt von Kempere, alle meine Huaorani. Ich fühle mich nun erleichtert, mein Pilot gewiß

noch mehr. Er wollte schon wieder abhauen und ließ den Rotor nicht ruhen. Das Gepäck wird nun ausgeladen, und der Hubschrauber fliegt zurück. Eine alte Frau kommt schwer beladen mit einem Halsbandpekari den Hügelpfad herauf, gefolgt von ihrem Mann. Ganz sicher hat er es auch mit einer Eisenholzlanze erlegt. Die Frau muß, wie üblich, die Last tragen und auch zubereiten.

Aus meinem Tonband ist die Stimme von Kaento zu hören: "Tut ihm nichts Böses!" Erregte Stimmen: „Nein, nein, er ist unser Bruder“. Sie nennen mich *menke*, das bedeutet Bruder.

Inzwischen ist man dabei, für mich eine kleine Hütte am Urwaldrand freizumachen. Ja, man hilft mir sogar beim Einzug. Ein großer Topf Reis wird gekocht und Tee aufgesetzt. Alles läuft wie immer ab. Die ganze Nacht wird von den Männern ein Lied nach dem anderen angestimmt. Auch ich soll singen, aber da hilft mir meine Mundharmonika. Den starken Tropenregen draußen merkt keiner.

Gleich nach Hellwerden am frühen Morgen gehe den Hang hinunter und finde im Gebüsch eine Lanze. Noch nie hielt ich einen so wundervoll ausgewogenen Speer in meiner Hand. Wie freute ich mich über dieses Prachtstück, als ganz plötzlich ein Krieger vor mir erschien und mir die Waffe aus den Händen riß. Er stützt die Lanze am Boden ab und zerbricht sie mit einem Tritt in zwei Hälften. Dann gibt er mir den unbrauchbaren Speer zurück und lächelt. Ich nehme den halbierten Speer und lehne ihn an mein Stativ. Kurze Zeit später sind auch die Bruchstücke verschwunden. Mit diesem unüberlegten Versuch, einen Speer an mich zu nehmen, habe ich wohl eine Grenze überschritten.

Einige Zeit später lande ich mit einem Militärhubschrauber südlich von Gabaro, bei gleißender Mittagssonne, vor leeren Hütten. Aus allen Richtungen höre ich Hahnengeschrei, wo doch Hähne um diese Tageszeit nicht krähen. Aus der mittleren Hütte steigt Rauch auf. Als ich mich vorsichtig nähere, springt aus dem Gebüsch ein Huaorani auf mich zu und will mich von rückwärts packen. Blitzschnell drehe ich mich um, fasse den Mann an beiden Armen und lache ihn lauthals an, auch wenn mir nicht danach ist. Major Parreño hatte schon seine Dienstpistole gezogen, die Situation war sehr bedrohlich. Der junge

3.

Mann gab sich nach meinem Gelächter freundlich, und auch die anderen „Hähne“ kamen aus dem Wald und nahmen gern meine Mitbringsel entgegen. Dazu muß ich erwähnen, daß ich keine roten Fallschirme als mein Erkennungszeichen abgeworfen hatte, weil alles so schnell ging und ich nur kurze Zeit bei ihnen bleiben wollte. so konnten die Huaorani nicht wissen, wer sie da besucht. Sie hatten den Hahnenschrei als Verständigungszeichen gewählt und ahmten diesen sehr gut nach.



Zwischenlandung auf dem Mlitär camp Curaray. Wir heben in einer eleganten Schleife ab. Da, plötzlich ein kräftiger Ruck nach oben. Geistesgegenwärtig und im letzten Augenblick hat der Pilot ein dickes Stahlseil, das den Rio Curaray überspannt und an dem eine Schwebefähre gleitet, knapp überflogen. Wäre dieses Ausweichmanöver mit dem Helikopter nicht geglückt, hätte mein Unternehmen hier im breiten und sehr tiefen Urwaldstrom ein jähes Ende gefunden.

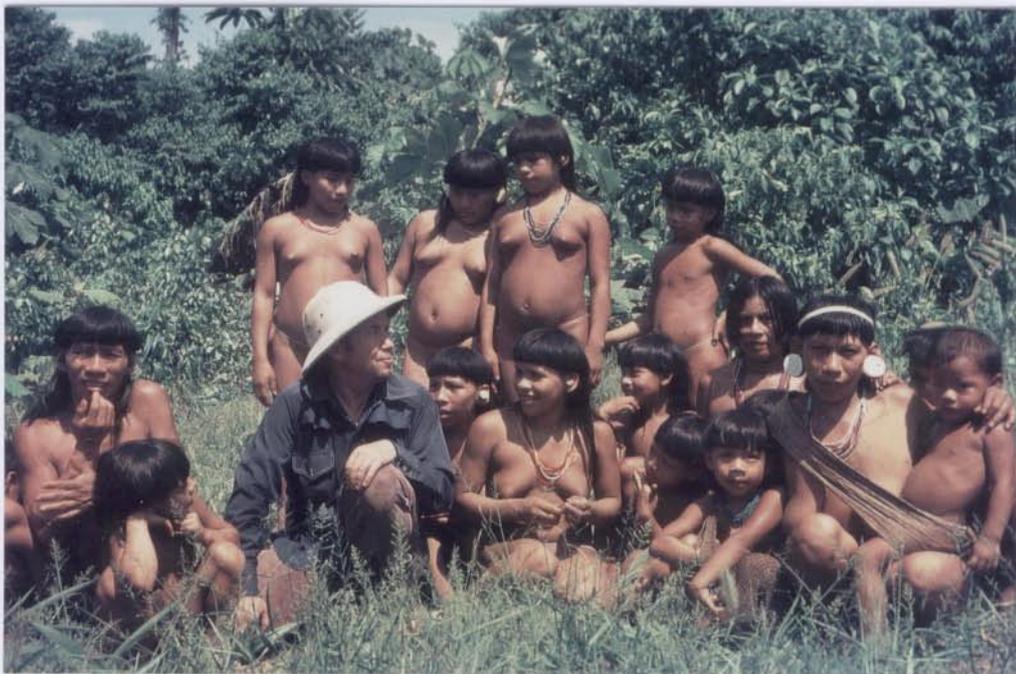


Auf einmal wird es in der Hütte unruhig. "Tuk- tuk" rufen alle und rennen hinaus Den Hubschrauber erkennen sie schon als kleinen Punkt am Horizont und hören ihn Minuten früher als wir.





Die Frauen mit ihren Kinder bei einem einfachen Schreittanz.
Natürlich mit Gesang.



Schnell noch ein Abschiedsfoto:
Jaime Torres, mein Pilot ist gelandet, um mich abzuholen.